

als meine Kinderfrau behauptete, auch Jüdin zu sein (was sie nicht war), fügte ich mich allmählich in mein Schicksal. Auf diese Weise wurde ich mit der wichtigsten Grundwahrheit meines Lebens bekannt gemacht.

Nach jenem Tag im März 1938, als ich der jubelnden Menschenmenge unten auf der Straße zusah, wurde alles anders. Ich kann mich nicht an die genaue Abfolge der Veränderungen erinnern; anfangs waren sie kaum merklich, aber innerhalb weniger Monate hatten sie bereits beängstigende Formen angenommen. Keine Besuche mehr in der Konditorei Gerstner für mich, keine Abende mehr im Kaffeehaus oder im Theater für meine Eltern. Deutsche Juden, die wir ein paar Jahre zuvor in Karlsbad kennen gelernt hatten, meinten, alles sei nur halb so schlimm, man solle sich, nach dem Motto: »Bellende Hunde beißen nicht«, unauffällig verhalten, bis der Spuk vorüber sei, denn ein extremistisches System wie das Naziregime könne sich in einer zivilisierten Gesellschaft ohnehin nicht lange halten. Unsere Hausangestellten mussten uns verlassen, weil sie als Nichtjüdinnen nicht bei Juden arbeiten durften; sie verabschiedeten sich tränenreich und bedauerten, eine so gute Stellung zu verlieren. Ich musste von der Volksschule, in die ich im Herbst eingeschult worden war, in eine nicht weit entfernt liegende jüdische Schule wechseln. Wenn wir zum Schultor herauskamen, rannten meine ehemaligen Klassenkameraden herbei und bombardierten uns mit Steinen und Schimpfworten. Mein neuer Lehrer in der ersten Klasse war ein älterer Zoologieprofessor, der aufgrund der Rassenverordnungen nicht mehr an der Universität unterrichten durfte. Er hatte keine Ahnung, wie man mit Sechsjährigen umging. Er las uns Geschichten vor, spielte Geige und ermahnte uns, brav zu sein. Wir hatten bald begriffen, dass wir versuchen mussten, das Beste aus unserer Lage zu machen. Die Klasse wurde zusehends kleiner, immer mehr Kinder verschwanden auf uns rätselhafte Weise: in die Emigration oder ins Konzentrationslager?

»Konzentrationslager« war einer der Begriffe in einem Vokabular, das sich mir ganz neu eröffnete. Ausreisegenehmigung, Visum, Verhaftung, Verschwinden, Halbjude, Vierteljude, Devisen – alles Dinge, um die sich eine Siebenjährige normalerweise keine Gedanken macht und die sie auch gar nicht versteht. Ich spürte lediglich, dass wir unerwünscht und in Gefahr waren, verzweifelt auf der Suche nach einem Ausweg – aber wohin sollte uns dieser Ausweg führen, worin sollte er bestehen? Mein wohlgeordneter Alltag wich einem Leben in ständiger Improvisation, mit der ein Gefühl tiefer Verunsicherung einherging. Wir, vor kurzem noch gesetzestreue, Steuern zahlende Bürger Österreichs, waren plötzlich zu unerwünschten Fremden, zu

Staatsfeinden geworden wegen unseres Glaubens, in den wir hineingeboren worden waren. Die Stimmung bei uns daheim war gedämpft, am Telefon und hinter vorgehaltener Hand wurden leise tuschelnd Pläne geschmiedet und Gerüchte ausgetauscht. Ich wusste, dass ich still sein musste, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Wir horchten ängstlich auf die Schritte der SA-Leute im Hausflur und öffneten die Tür nur, wenn das vereinbarte Klingelzeichen der Familie, dreimaliges kurzes Läuten, ertönte.

Eine Szene aus jenen Tagen, die ich als besonders absurd empfand, ist mir bis heute deutlich in Erinnerung geblieben: Wir hatten einen mächtigen Kachelofen in der Diele, in dem den ganzen Winter über ein Feuer brannte und die ganze Wohnung heizte. Eines Tages überraschte ich meine Eltern dabei, wie sie stapelweise Bücher in dem Ofen verbrannten. Es war ein beinahe unheimlicher Anblick für mich, ein Symbol dafür, dass unsere normale Ordnung auf den Kopf gestellt wurde. Bücher waren bei uns immer liebevoll und mit Respekt behandelt worden, sie waren unsere treuesten Freunde. Die Vernichtung von Büchern, die auf der Verbotsliste der Nazis standen, wirkte auf mich wie ein schauriges Opferritual, was es ja auch tatsächlich war.

Zwei Ereignisse machten den Ernst unserer Lage deutlich; sie markierten den Punkt, an dem wir erkannten, dass es kein Zurück gab, dass wir das Land verlassen mussten. Das eine war die Bekanntmachung des allgemeinen Berufsverbots für Juden im September 1938, durch das uns die materielle Lebensgrundlage entzogen wurde. Reiche Leute, die über Konten im Ausland verfügten, hatten Österreich ohne viel Aufhebens verlassen, um auf sicherem, neutralem Boden abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Auch für diejenigen, die weder Geld noch ein Gewerbe hatten, war es leichter auszuwandern, als für Ärzte, Zahnärzte und Juristen, deren Diplome nirgendwo außerhalb Österreichs anerkannt wurden. So war es die Mittelschicht, die sich am Schwersten damit tat, das Land zu verlassen. Und es wurde ihnen ja auch nicht einfach gemacht. Paradoxerweise wollten die Nazis die Juden zwar los sein, legten ihrer Auswanderung aber gleichzeitig tausend Hindernisse in den Weg. Man musste nicht nur einen gültigen Pass besitzen, sondern auch nachweisen, dass man Miete, Gas und Strom, Telefon und sämtliche Steuern restlos bezahlt hatte, dass man keinen Grundbesitz herrenlos zurückließ und keine Verwandten in Irrenanstalten hatte, die nun dem Staat zur Last fallen würden. Die jeweiligen Bescheinigungen hierfür galten nur einen Monat, so dass es praktisch unmöglich war, alle gleichzeitig in Händen zu haben. Am schwersten zu beschaffen war ein Visum für ein anderes Land; keiner wollte uns haben.

Der zweite ausschlaggebende Anstoß zur Emigration war neben der erzwungenen Schließung der Praxis die Verhaftung der beiden älteren Brüder meiner Mutter. Die beiden, angesehene Mitglieder der Handelskammer und oftmals als Schlichter bei geschäftlichen Streitigkeiten angerufen, wurden aus heiterem Himmel und ohne offizielle Anklage verhaftet. Mir fehlen die Worte, um die Wirkung zu beschreiben, die das auf die übrige Familie hatte. Bestürzung, Angst – keines dieser Worte kann den Schrecken beschreiben, der uns überfiel. Wenn man sie aus dem Wiener Gefängnis in ein Konzentrationslager deportieren würde, was innerhalb weniger Tage geschehen konnte, waren sie verloren. Ich weiß nicht, wie ihre Entlassung ausgehandelt wurde, außer, dass die Nazis Geld brauchten und die beiden wohlhabend waren. Gegen eine ansehnliche Spende zugunsten der NSDAP wurden sie nicht nur aus der Haft entlassen, sondern durften sogar Österreich verlassen. Sie flogen noch am selben Tag nach London. Meine Großeltern und eine Tante fuhren nach Paris und von dort aus weiter nach London. Die beiden jüngeren Brüder meiner Mutter reisten, begleitet von der Familie des einen, als Touristen, die England besuchen wollten, mit gefälschten tschechischen Pässen aus.

Im Spätherbst 1938 waren wir die einzigen der Familie, die noch in Wien festsaßen. Mein Vater hoffte auf ein Visum für Australien, wo gesunde Männer mit guter Berufsausbildung gebraucht wurden. Ich war für einen »Kindertransport« angemeldet, mit dem ich zu einer Familie in Norwich in England gelangen sollte, die bereit war, mich aufzunehmen und zusammen mit ihrer eigenen gleichaltrigen Tochter großzuziehen. Die Leute schickten uns ein Foto, für das ich mich trotz ihres freundlichen Briefes nicht im Geringsten erwärmen konnte. Und was sollte aus meiner Mutter werden? Wir beschlossen zusammenzubleiben, komme was wolle. Dies war eine wichtige und, wie sich herausstellen sollte, kluge Entscheidung. So viele Familien, die getrennt wurden, sahen sich nie wieder, und diejenigen, die überlebten, wurden ihre Schuldgefühle niemals los. Aber irgendeinen seelischen Schaden trug wohl jeder unausweichlich davon. Für mich waren von nun an meine Eltern der einzige sichere Schutz gegenüber der feindlichen Welt. Sogar jetzt noch, als US-amerikanische Staatsbürgerin mit Professur an einer angesehenen Universität, mit Sparguthaben, Geldanlagen, Versicherungen, Pensionsansprüchen, einem schönen Haus, einem Auto und einer langen Liste von Veröffentlichungen, kann ich manchmal vor Angst nicht schlafen, weil ich mich, auf mich allein gestellt, den Eventualitäten einer unberechenbaren Welt wehrlos ausgesetzt fühle.

Ich hänge an unseren Möbeln, weil sie uns im Grunde gerettet haben. Jüdischer Besitz wurde generell zum Staatseigentum erklärt, das man jedoch zurückkaufen konnte. Auch dieser Schachzug diente offensichtlich der Steigerung der Staatseinnahmen. Da wir nicht mehr als zehn Reichsmark pro Person ausführen durften, wurden Möbel und zahnärztliches Gerät zurückgekauft und in mehreren großen Kisten nach London verfrachtet (ein etwas irrationaler Schritt, da wir zu dieser Zeit keinerlei Aussicht hatten, je dorthin zu gelangen). Vielleicht konnte die Familie Kapital daraus schlagen; aber vielleicht konnten wir auch einfach nicht mehr vernünftig denken. Ich weiß noch, wie unglücklich ich an dem Tag, als die Packer kamen, in der Wohnung herumirrte. Ein Umzug bedeutet immer einen Bruch und hat daher etwas Trostloses an sich, aber normalerweise wird das durch die Vorfreude auf das Neue aufgewogen. Vor uns aber lag nur Leere.

Wir zogen mit ein paar Kleidungsstücken in die Wohnung meines Onkels Robert, der direkt vom Gefängnis mit dem Taxi zum Flughafen gefahren war und nur kurz zu Hause Halt gemacht hatte, um drei Koffer zu holen, die ineinander gestapelt waren und nichts enthielten als eine Flasche mit seinem Lieblingsmundwasser. Die Beamten vom Zoll und der Einwanderungsbehörde am Flughafen London-Croydon wunderten sich zwar über den seltsamen Reisenden, glaubten ihm aber, als er ihnen seine wirre Gemütsverfassung bei der Abreise schilderte. Es war dann an meinem Vater, Päckchen mit Anzügen, Hemden, Schuhen, Socken und Krawatten zu packen und nach England zu schicken. Eines trüben, nebligen Novembertages kam er mit einer Schreckensnachricht vom Postamt zurück: Die Synagogen standen in Flammen, was den starken Brandgeruch erklärte, der über der Stadt hing. Jüdische Läden wurden geplündert, jüdische Bürger wurden gezwungen, auf Knien herumzurutschen und mit Zahnbürsten die Gehwege zu putzen. Es war schwer zu glauben; es war »Reichskristallnacht«. Wir waren den Häschern entgangen, weil wir umgezogen waren. Als uns die Polizei aus unserer Wohnung in der Maria-Theresien-Straße abholen wollte, waren wir weg. In der Wohnung im Haus meines Onkels waren wir einigermaßen sicher, weil sein Hausmeister loyal war und das Haus für »judenrein« erklärt hatte. Hier saßen wir ängstlich schweigend im Dunkeln und wagten nicht einmal das Radio einzuschalten. Die bedrückende Atmosphäre dieses Tages ist meine zweite glasklare Erinnerung.

Dies war der Tag, an dem meine Eltern wie viele andere erkannten, dass wir versuchen mussten, illegal außer Landes zu gelangen. Wir hatten nur ein Visum für Liberia, vollkommen unerreichbar für uns, weil andere Länder

keine Transitvisa ausstellten, aus Angst, es könnte unterwegs jemand vom Zug springen. Unter den tausend Gerüchten, die damals die Runde machten, war eines, das so weit hergeholt schien, dass es kaum Beachtung verdiente: England sei bereit, vierzig österreichische Zahnärzte aufzunehmen. Mein Vater wollte nichts unversucht lassen und reichte seinen Antrag ein, obwohl er die Sache für ziemlich aussichtslos hielt.

Wir warteten bis kurz vor Weihnachten, weil wir die Absicht hatten, im Schutz des Feiertagsverkehrs zu reisen. Ich ging an jenem Tag wie gewohnt zur Schule und sagte kein Sterbenswörtchen. Am Abend fanden wir uns in einer Bahnhofshalle wieder, in der es von Soldaten auf der Heimreise wimmelte. Mit nur dem Notwendigsten im Gepäck bestiegen wir drei einen Zug Richtung Westen: Desperados auf der Flucht, ohne Reiseroute oder Ziel.

Desider Furst

Es war zwei Tage vor Weihnachten im Jahr 1938. Wir warteten in der großen Halle des Wiener Westbahnhofs auf den Zug nach Köln, der um 19 Uhr abfahren sollte. Es hatte den ganzen Tag über geschneit, und wir hörten, dass der Zug wegen Schneewehen auf der Strecke Verspätung hatte. Uns störte das nicht weiter; wir hatten es nicht eilig, irgendwo hinzukommen – es bedeutete nur eine längere Reise und wahrscheinlich ein paar Unbequemlichkeiten. Unser Zug sollte am Mittag des folgenden Tages in Köln ankommen. In der Halle wimmelte es von Menschen. Wir wurden von einer lärmenden, aufgeregten Menge, in der wir wie eine kleine Insel der Trübsal gewirkt haben müssen, hin und her geschoben. Wir hatten das Gefühl, uns in eine Finsternis, in ein gefahrvolles Abenteuer zu begeben, das unsere letzte Hoffnung auf eine Flucht in die Freiheit war. Es war uns nicht gelungen, ein Einreisevisum oder eine Aufenthaltsgenehmigung für irgendein Land der Welt zu ergattern. Wir hatten uns wirklich bemüht und hätten jede Möglichkeit, irgendwo in Frieden zu leben, beim Schopf ergriffen. Ich war bereit, jede Arbeit anzunehmen, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen.

Es wimmelte von deutschen Soldaten, die sich, schwer bepackt und mit geschultertem Gewehr, einen Weg durch die Menge bahnten. Sie fuhrten offensichtlich über Weihnachten nach Hause. Einige wurden von ihrer Freundin zum Zug gebracht. Dann waren da noch Zivilisten, deren Erscheinung verriet, dass sie ebenfalls Deutsche waren. Sie standen mit Frau und Kindern da und beäugten missbilligend das laute, pöbelhafte Treiben der Soldaten. Einige dieser Zivilisten hatten sich buchstäblich hinter Koffern und Paketen verschanzt. Sie wussten, dass sie bei den Österreichern noch unbeliebter waren als die Soldaten. Sie waren hier, um Ordnung im schlampig geführten österreichischen Verwaltungsapparat zu schaffen und die österreichische Wirtschaft zum »gegenseitigen Nutzen«, wie es offiziell so schön hieß, in den Vierjahresplan des Deutschen Reiches einzugliedern. Die »Brüder aus dem Reich« leiteten alle wichtigen Ministerien. Anfangs waren sie unbeliebt, später verhasst. Sie fielen wie die Heuschrecken über Österreich her und vereinnahmten die Vermögenswerte des Landes. Mit ihrem Benehmen sorgten diese »Herrenmenschen« für Befremden unter der Bevölkerung, sogar bei ihren früheren Anhängern, die sich missachtet und betrogen fühlten. Sie betrachteten alles Österreichische mit verächtlicher Überheblichkeit;

sie wussten alles besser und waren unglaublich rüde, wenn es jemand wagte, ihnen zu widersprechen. Es war ein ernüchterndes Erwachen für viele, die sich auf den Anschluss gefreut hatten. Das ganze Land stand unter der Fuchtel dieser Abgesandten. Die Österreicher, darunter viele langjährige Mitglieder der NSDAP, wagten sich nicht zu klagen. Nur ihren alten jüdischen Freunden gegenüber konnten sie ihr Herz ausschütten. Wir hatten eine ganze Reihe alter Bekannter, die sich mit ihren Klagen an uns wandten. Aber es war zu spät. Es bereitete uns keine Genugtuung, uns ihren Kummer anzuhören. Wir hatten unsere eigenen Sorgen. Wir beklagten uns nie bei ihnen; es wäre sinnlos, wenn nicht gar gefährlich gewesen.

Penetranter Schweißgeruch schwängerte die Luft in dem überfüllten Wartesaal, und es war eine Erlösung, als wir endlich in den Zug steigen konnten. Ich trug einen kleinen Koffer und eine Decke; meine Frau hielt unser Töchterchen an der Hand, die ihren kostbarsten Besitz festhielt: ihren Schulranzen. Sie war von uns allen die Ruhigste und beobachtete aufmerksam das lärmende Menschengewimmel. Sie wusste, dass wir Wien verließen, weil wir unerwünscht waren. Sie hatte erlebt, wie sich unser Alltag verändert hatte, sie hatte unsere sorgenvollen Gesichter gesehen und unsere Gespräche mit angehört. Sie war zu jung, um alles, was um uns herum vorging, zu begreifen. Sie vertraute darauf, dass ihre Eltern die richtigen Entscheidungen treffen würden, und sie wusste, dass uns diese dramatischen Veränderungen widerfahren, weil wir Juden waren.

Als die Nazis nach Wien gekommen waren, hatte sich vieles für uns verändert. Wir hatten unsere Wohnung aufgegeben, nachdem wir unsere Möbel und das Praxisinventar nach England geschickt hatten, und waren daraufhin im Oktober 1938 in eine Wohnung im Haus meines ältesten Schwagers gezogen. Das bewahrte uns nicht nur davor, obdachlos zu werden, sondern die Nazis, die in der »Kristallnacht« nach uns suchten, trafen uns auch nicht mehr an unserer alten Adresse an. Inzwischen war es allen anderen Mitgliedern der Familie meiner Frau gelungen, Österreich zu verlassen. Unsere Tochter hatte von ihrer alten Schule auf eine nur von jüdischen Kindern besuchte Schule wechseln müssen. Sie war auch an diesem Morgen in die Schule gegangen und hatte sogar ihre Hausaufgaben für den nächsten Tag gemacht.

Als Österreich besetzt wurde, hatten wir erwartet, dass sich unser Leben zum Schlechteren wenden würde. Da machten wir uns keine Illusionen, denn wir hatten natürlich gehört, was in Deutschland los war. Dennoch gab es dort den Hauch einer Hoffnung, dass sich die Dinge doch noch zum

Besseren wenden könnten. Aber nach dem Anschluss wurde auch in Deutschland alles schlimmer. Der Sturm legte sich nicht, wie die Optimisten vorausgesagt hatten. Wohlhabende Leute trafen frühzeitig ihre Vorbereitungen und verließen Österreich, um vom Ausland aus zu beobachten, was geschehen würde. Wer konnte es ihnen verdenken? Auch ein paar arme Juden, die sich schlecht und recht durchgeschlagen hatten, kehrten Österreich den Rücken. Sie brauchten ja bloß ihr bisschen bewegliche Habe zu verkaufen, ehe sie auswanderten. Damals brauchten Inhaber eines österreichischen Passes noch kein Visum für die Einreise in andere Staaten.

Wir hatten einen regelmäßigen »Besucher«, einen alten Juden, der sein Leben religiösen Studien gewidmet hatte und von einigen Leuten mit kleinen Geldbeträgen unterstützt wurde. Gewöhnlich holte er sich Ende des Monats seinen Obolus ab. Eines Tages stand er zu ungewohnter Zeit vor der Tür, um uns einen Vorschlag zu machen: Wir sollten ihm seine »Beihilfe« mindestens sechs Monate im Voraus auszahlen, weil er Wien verlassen und nach Paris umziehen wollte. Wir willigten ein und fragten ihn, was er dort tun wolle. Schließlich habe er doch seine Gönner hier in Wien. »Was für eine Frage!«, rief er erstaunt aus. »Dasselbe wie hier. Ich werde auch dort Gönner finden.« Für uns und die Mehrheit der Ärzte, Juristen, Buchhalter, Bankangestellten und kleinen Geschäftsleute war es nicht so einfach.

Mein erster Gedanke war, zu meinen Verwandten nach Ungarn zu gehen, bis sich die Lage entspannt hatte, aber die Grenze wurde praktisch auf der Stelle dicht gemacht. Es hätte unsere Probleme ohnehin nicht auf Dauer gelöst. So beschlossen wir, in Wien zu bleiben und abzuwarten. Eines Tages mussten einem klugen und zivilisierten Volk wie den Deutschen doch die Augen aufgehen. Allzu lange würden sie diese Bande von Barbaren, die den guten Namen Deutschlands überall in der zivilisierten Welt in Verruf brachten, nicht mehr dulden können und wollen. Wir liebten unser Leben in Wien, und wir wollten das alles nicht in einem momentanen Anfall von Angst aufgeben.

Ein paar Tage nach dem Einmarsch der Deutschen erhielt ich einen Brief von der Verwaltung der Klinik, in der ich sieben Jahre lang gearbeitet hatte. Ich wurde fristlos entlassen, weil ich die Bestimmungen der Nürnberger Gesetze nicht erfüllte. Der Brief trug die Unterschrift des Klinikleiters, der ebenso wie seine Ehefrau jahrelang bei mir in Behandlung gewesen war. In Anerkennung meiner bisherigen Dienste erhielt ich noch drei Monatsgehälter. Das war sehr anständig, denn die Klinik war nicht verpflichtet, mir überhaupt noch etwas zu zahlen.